

Leseprobe

Aus: Walli Nagel, »Das darfst du nicht! Von Sankt Petersburg nach Berlin-Wedding. Erinnerungen«

Als ich meiner Mama sagte, dass ich mit meinem Mann nach Deutschland fahren werde, da zeichnete sie mir ein ganz eigenartiges Bild von diesem Land: dass die Menschen dort immer Bier trinken und Bockwurst essen, aber auch, dass die Deutschen die Nähmaschine erfunden hätten.

Meine Mutter kannte Goethe, Schiller, die französische und englische Literatur, sie war also keine ungebildete Frau. Ich glaube, dass sie mir das alles nur gesagt hat, um mir Angst zu machen, denn in ihrer Vorstellung würde ich dann auch bald irgendwo mit einem Glas Bier vor mir und einer Bockwurst in der Hand stehen. Ich aber konnte mir nicht vorstellen, dass Millionen von Menschen ständig mit einer Bockwurst herumlaufen würden und dabei Bier trinken, denn schließlich gibt es ja auch noch andere Getränke.

Aber immerhin hatte das Mama gesagt, und warum soll eine Mama nicht auch einmal eine Dummheit sagen können, kämpfte sie doch verzweifelt um ihre einzige Tochter. (...)

Sehr viele Sachen hatten wir nicht bei uns. Mein Mann trug eine Tolstowka und eine russische Hose, die ihn furchtbar kratzte. – Und dann waren wir in Berlin, Stettiner Bahnhof, und da wusste ich, dass ich mich in ein Abenteuer eingelassen hatte, aus dem es kein Zurück gab ...

Meine Mama hatte natürlich wieder einmal recht, am Bahnhof standen Leute, die Bockwürste aßen und dazu Bier tranken. (...)

Das Leben am Wedding war für mich in der ersten Zeit irgendwie ernüchternd. Die Straßen, die Menschen, alles hatte das gleiche Grau. Leningrad hatte dagegen eine starke

Farbigkeit. Hier wirkten die Häuser auf mich wie große, endlose Kasernen. Nie wusste ich, wo ein Haus zu Ende war und wo das nächste anfang. Für mich war auch unverständlich, dass nach achtzehn Uhr abends junge Mädchen mit kurzen Röcken, Bubiköpfen, mit einer kleinen Tasche in der Hand in der Schul- und in der Müllerstraße hin und her gingen. Es waren keine Mädchen, wie ich sie aus meiner Heimat kannte, es waren Nutten. Wenn sie meinen Mann sahen, dann sagten sie:

»Guten Abend, Otto, 'n Abend, Otto!«

Das sollte heißen: Guten Abend, Herr Otto. Ich sagte zu meinem Mann:

»Wie kannst du dich von diesen Mädchen nur grüßen lassen?«

»Ach, weißt du, mit denen war ich zusammen in der Schule. Diese da war in meiner Klasse. Schau, wie alt sie schon aussehen, aber so ist das Leben am Wedding. Zuerst die Schule, dann vielleicht für ein paar Wochen Arbeit in einem guten Restaurant, später können sie nicht mehr zurück, ihr Leben ist zerstört, und diese male ich, das sind meine Modelle!«

Die Arbeiter, vor allem die jungen, waren zum Teil politisch gebildet, es war die Zeit, wo die große Arbeitslosigkeit begann. Den ganzen Abend über saßen sie in der Parteikneipe, diskutierten, lasen die *Rote Fahne*, zwei Exemplare für dreißig, vierzig Menschen. Denn auch mit dem Groschen musste man rechnen. Die Menschen, die ich hier kennenlernte, waren wunderbar. Es war natürlich nicht mein Milieu, in das ich hineinkam, aber man kann sich sehr schnell umstellen, wenn man keine verdorbene Gesinnung hat.

Damals wusste ich noch nicht sehr viel, ich konnte weder etwas Schlechtes noch etwas Gutes tun. Aber diese Leute bewiesen mir, dass ein Mensch nicht so leben kann und darf, wie sie es mussten. Sechs bis acht Leute in einem Zimmer, oft konnten die Kinder nicht in die Schule gehen, weil nichts

zum Anziehen da war, weil sie Zeitungen austragen oder Schuhe für andere Leute putzen mussten.

Viele Berliner Künstler brachten Otto Nagel starke Sympathien entgegen. Alle erwarteten sie von ihm etwas Großes. Darum wollten sie uns helfen, damit wir eine kleine Wohnung bekommen. Über fünfzig Künstler wie Asta Nielsen, Otto Dix, George Grosz, Käthe Kollwitz, Heinrich Zille, Hans Baluschek und Kunstkritiker bedeutender Zeitungen richteten an den damaligen Oberbürgermeister Bös eine Petition und baten ihn um eine Wohnung für Otto Nagel. Endlich, im Herbst 1926, zogen wir in unser eigenes »Heim« in der Turiner Straße ein.

Eine Altbauwohnung, zwei Zimmer im vierten Stock und Millionen von Wanzen, aber uns störte das nicht, und der Optimismus meines Mannes färbte auch auf mich ab.

Gemeinsam kratzten wir die Tapeten runter und isolierten die Wände. Auf Abzahlung bekamen wir zwei Couches geliefert, eine für uns, die andere für Lotte. Der Maler El Lissitzky schenkte meinem Mann eine Staffelei, und nun stand sie in der Berliner Stube, ein alter Küchenstuhl war die Palette. Eine Gaslampe erhellte das »Atelier«, aber wir waren jung und glücklich. Kurz danach schenkten uns Freunde einen alten Tisch, der nur drei Beine hatte. Otto Nagel meinte:

»Das macht nichts!«, nahm die Bücher, die unseren ganzen Reichtum darstellten, und schob sie als viertes Bein darunter. Ich legte eine handgestickte russische Decke darauf, und nun sah unser Tisch wirklich prächtig aus.

Wer hat nicht alles bei uns an diesem Tisch gegessen, Tee getrunken, über die Kunst und die Zeiten diskutiert: die Maler Malewitsch und Lissitzky, der Kunstkritiker Dr. Adolf Behne, Sonja und Robert Liebknecht, Dr. Curt Liebknecht, der Bruder von Karl, mit dem uns bis zu seinem Tode eine große Freundschaft verband, aber auch Arthur Segal, der Maler, dessen Jours fixes so berühmt waren, und natürlich

Käthe und Karl Kollwitz. Und wie heute sehe ich Otto Nagel neben der unvergessenen Berta Lask sitzen und so vielen anderen (...)

Ab 1930 begannen für die Künstler schlechte Zeiten. Unser Freund Otto Schoff, der später, als mein Mann im KZ war, für einige Zeit seine Malschule übernahm, konnte zwar hin und wieder etwas verkaufen, bekam aber nie so viel Geld dafür, dass er endlich einmal hätte verreisen können. Dafür aber lagen im Schrank von Otto Schoff über dreißig Pyjamas, alles Tauschobjekte für seine Bilder und Zeichnungen. Max Dungert, der gute, hilfreiche, hochbegabte Künstler und Freund, hatte nicht weniger Schlafanzüge vorzuweisen. Und wie war es bei uns? Ein Bild für einen Anzug, ein Bild für einen Mantel, noch ein Bild für einen Mantel für mich ...

In diesen Jahren schrieb Otto Nagel viele Artikel und Aufsätze für die Arbeiterpresse. Und in dieser Zeit wurden auch die Kunsthändler auf ihn aufmerksam. 1931 zeigte die Galerie Hartberg am Schöneberger Ufer in Berlin zum ersten Mal die Bilder Otto Nagels in einer Einzelausstellung. Weit über Deutschland hinaus drang der Ruf dieser Ausstellung. Aber trotz allem verkaufte mein Mann nur sehr wenig. Zwar hingen einige Gemälde und Zeichnungen in Museen oder bei Privatsammlern in London und Amerika, aber die finanzielle Seite klappte nach wie vor nicht. (...)

Die Ereignisse in Deutschland rückten unsere Hoffnung auf »bessere Zeiten« in immer weitere Ferne. Der Bruder meines Mannes wurde aus der Fabrik entlassen, nun lebte er von Erwerbslosenunterstützung. So wurde aus Onkel Paul der Stempelbruder, verdammt zur Untätigkeit. Er, der nie krank gewesen, nie der Arbeit ferngeblieben war, ging nun müßig die Straßen entlang, die Hände in den Taschen. Seine Hände, die es gewohnt waren, zu arbeiten und zu schaffen, mussten nun untätig bleiben. Aber Onkel Paul war nur einer

von über sechs Millionen Arbeitslosen, die es damals in Deutschland gab.

In fast jeder Familie begannen politische Auseinandersetzungen, und nun malte Otto Nagel das große Polyptychon »Weddinger Familie«. In dieser Familie gab es einen jungen aufgeschlossenen Menschen, den Jungkommunisten. Der Vater, ein Sozialdemokrat, die Mutter bei der Internationalen Arbeiterhilfe (I.A.H.), der Großvater ebenfalls Sozialdemokrat, die junge Tochter hatte nur »etwas für Kunst« übrig, alles andere interessierte sie nicht. Der zweite Sohn war Arbeitersportler und bei »Fichte« organisiert. Die älteste Tochter hatte eine »gute Partie« gemacht, einen Büromenschen geheiratet, einen Deutsch-Nationalen, der Sprößling aus dieser Ehe hatte abstehende Ohren und sollte das Gymnasium besuchen, etwas »Besseres« werden. Die politische Laufbahn stand ihm offen. (...)